Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“ erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Donaufürstenthümer; in Berlin bei der Expedition, Jerusalemerstraße 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstraße 66; Filiale Königstadt: Königstraße 56/57; Filiale Louisenstadt: Prinzenstraße 41; bei allen Zeitungsspeditionen und Stadthalterstellen. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst „Handels-Zeitung“, sowie dem illustrirten Wochblatt „ULK“, der freiliegt. Montags-Beilage „Heitgeln“, dem Sonntagsblatt „Deutsche Leschaute“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“ vierteljährlich 5 Mark 25 Pf., Ausland excl. Postaufschlag; bei direkter Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin auch monatlich 1 M. 75 Pf. incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Wochenblattes 2 M. pränumerando). — Inserate à Zeile 50 Pf. (General-Anzeiger 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstraße 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstraße 66, Königstraße 56/57, Prinzenstraße 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 336. Berlin, Mittwoch, den 6. Juli 1892. XXI. Jahrgang.

Warnungs-Signale.

(Von unserem Korrespondenten.)

⊙ **Wien**, 4. Juli.

In einzelnen deutschen Blättern begegnen wir seit Kurzem wieder aufsfühlichen finanziellen Berichten aus Belgrad, die mit dem Aufgebot ganz riesiger Zifferncolonnen den handgreiflichen Zweck verfolgen, Serbien und seine materielle Lage dem Auslande gegenüber in ein möglichst günstiges Licht zu rücken. Gleichzeitig mit diesen augenscheinlich von den leidenden Kreisen des Königreiches veranlaßten Darstellungen werden neuerdings von derselben Seite willkürliche, den Thatsachen vorauseilende Meldungen verbreitet, nach welchen der Abschluß der Handelsvertrags-Verhandlungen Serbiens mit Oesterreich-Ungarn unmittelbar bevorstünde, während jener mit Deutschland ebenfalls binnen kürzester Frist zu erwarten wäre.

Mit Beidem, mit der rosigen, durch geschickte Zahlengruppirung unterstützten Schilderung der finanziellen Verhältnisse Serbiens, sowie mit der Behauptung von dem baldigen Abschluß der Handelsverträge wird eine wohlberechnete Tendenz verfolgt: es gilt, den Boden für eine neue serbische Anleihe vorzubereiten. Und diese neue Anleihe, zu der sich die Regierung des Königreiches gezwungen sieht, wenn sie anders nicht in die schlimmsten Verlegenheiten gerathen will, soll in Deutschland aufgenommen werden. Es liegt uns daher die Pflicht ob, auf Grund unanfechtbarer Daten, die von gründlichen und unparteiischen, in Serbien selbst lebenden Beobachtern stammen, ein Bild von der gegenwärtigen Lage des Landes zu geben, damit der deutsche Geldmarkt und das deutsche Publikum im Stande seien, klar zu erkennen, ob sie wiederum den serbischen Anleihewerbern deutsches Geld zur Verfügung stellen sollen und dürfen.

Die allgemeinen Zustände Serbiens werden seit geraumer Frist von den serbischen Zeitungen selbst als geradezu düstere geschildert, und dies mit gutem Fug. Wenn ab und zu besoldete Federn in Serbien oder im Auslande sich anstrengen, die Dinge zu beschönigen und die herrschende Verwirrung abzulengnen, so hat derlei weiter keine Bedeutung und es vermag an den sehr trüben Thatsachen schlechterdings nichts zu ändern. Von der heillosen Parteikonfusion, die trotz des scheinbaren Bestandes einer großen Regierungspartei in der Skupschtina vorhanden ist, schweigen wir hier; es soll an dieser Stelle auch auf die ununterbrochenen leidenschaftlichen Fehden unter den verschiedenen Parteien, auf die kaum noch künstlich und provisorisch zu verkleisternde Spaltung in jedem einzelnen Lager nicht näher eingegangen werden. Wohl aber muß davon wenigstens in aller Kürze die Rede sein, daß das vorwaltende Chaos eine naturgemäße Folge einerseits des serbischen Volkscharakters und andererseits der Begehungs- und Unterlassungssünden der derzeitigen Machthaber ist.

Die ungeheure Mehrheit der Bewohner des Königreiches besteht aus Bauern, aus echten und rechten Bauern, wie sie eben nur im Osten unseres Welttheils anzutreffen sind, nicht aus Grundbesitzern und eifrigen, gewissenhaften Pflegern des Bodens, nicht aus einer verhältnißmäßig kultivirten und bis zu einem gewissen Grade auch gebildeten Landbevölkerung, wie wir uns einer solchen erfreuen. Obendrein ist der serbische Bauer seiner Denkweise nach radikal, was hier dem Begriff konfus-radikal vollkommen entspricht. Einer staatlichen Ordnung nach unseren Vorstellungen will er sich durchaus nicht fügen und nicht unterwerfen, und es leuchtet ihm nicht im Mindesten ein, daß er Steuern und Abgaben tragen und einem Gesetz oder einer staatlichen Autorität gehorchen soll. An diesem Punkte haben denn auch die sogenannten Führer, die wenigen Gebildeten, die zugleich Unzufriedene und Ehrgeizlinge waren, die Hebel angesetzt, als sie daran gingen, das frühere Regime zu stürzen, und da sie ihre Leute gekannt und den richtigen Punkt gewählt hatten, fehlte auch der Erfolg ihrem Beginnen nicht. Man weiß, daß die Herren den Bauern eingeredet haben, sie würden keine Steuern mehr zu bezahlen brauchen, man bedürfe keiner stehenden Armee ꝛc. Auf diese Weise gelang das Werk, der Umsturz fand statt, aber aus den Trümmern des Gewesenen vermögen Diejenigen, die die Umwälzung herbeigeführt, ein Neues nicht aufzubauen. Womit sie gesündigt, damit werden sie nun gezüchtigt; die Bauernschaft, d. h. die erdrückende Mehrheit des Landes ist womöglich noch radikaler geworden und will von Steuern und Abgaben ebensowenig wie von der stehenden Armee oder von Botmäßigkeit gegenüber den Trägern der Staatsgewalt irgend etwas wissen.

Daß unter solchen Umständen eine normale oder gar eine gute Verwaltung unmöglich ist, bedarf nicht erst eines ausführlichen Nachweises. Es kommt noch hinzu, daß zumal da die weniger brauchbaren und geschulten Kräfte des ehemaligen Regimes schmollend und grollend sich bei Seite halten, es auch an den erforderlichen, genügend entwickelten und gebildeten Elementen fehlt. Daher liegt auch die Finanz-Administration sehr im Argen, und wo nicht Ebbe in den Kassen Schwierigkeiten bereitet, dort verursachen Mangel an Ehrlichkeit bei Beamten und Schwerfälligkeit der Kontrole oft die ärgsten Verwirrungen. Wenn ein Privatmann in Serbien eine Forderung an die Regierung zu stellen hat, so wird er in den weitaus meisten Fällen nur dann zu seinem Gelde gelangen, wenn er sich mit dem betreffenden Kassenverwalter in ein gehöriges „Einvernehmen“ zu setzen weiß. Eine Ausnahme bildet in diesem Belang die Belgrader Vertretung der Berliner Handelsgesellschaft; diese ist so energisch und so geschickt, sie versteht es auch, den Leuten solche Achtung einzuflößen, daß sie es nicht wagen, der Handelsgesellschaft gegenüber die sonst üblichen Praktiken anzuwenden oder ihr etwas vorzuenthalten. Freilich spielen in diesem Falle besondere Rücksichten mit, und die Berliner Gesellschaft nimmt eine aparte Stellung in Serbien ein. Wie es mit der Finanzverwaltung in der Provinz aussieht, während es bei ihr in der Hauptstadt in der angedeuteten Weise zugeht, kann man sich danach vorstellen; was dazu noch zu bemerken wäre, besteht darin, daß die Steuerbeamten in der Provinz offenkundig mit den Kassenbeständen auf eigene Faust vielfach Wuchergeschäfte betreiben, ihren guten Freunden und politischen Gesinnungsgenossen Vorschüsse und Darlehne gewähren und überhaupt mit den Staatsgeldern manipuliren, als hätten sie absolut freies Verfügungsrecht darüber. Die geschilderten Erscheinungen kommen nicht etwa vereinzelt vor, Kenner der Verhältnisse erklären, sie seien in der Lage, ganze Serien von Ortschaften und Personen namentlich anzugeben, auf welche das Erzählte paßt. Eine staatliche Rechnungskontrole besteht zwar, dieselbe ist jedoch ganz veraltet und unzulänglich, und außerdem muß die Kontrole aus Parteiinteresse sehr häufig ein Auge zudrücken.

Die Früchte dieser Wirthschaft bestehen unter Anderem auch darin, daß die Zahlung der Offiziersgehälter nur selten regelmäßig geschehen kann. Gar oft erhalten die Offiziere ihre Gagen in Raten oder stark verspätet. Wie derlei in einem jungen Lande mit ungeklärten und unkonsolidirten Zuständen zu wirken vermag, soll hier nicht ausgemalt werden. Dem ohnehin in sehr hohem Grade vorhandenen Hang des serbischen Offiziers zum Kritisiren und Politisiren können Verhältnisse, wie die erwähnten, nur Vorschub leisten. Ueberdies waltet insbesondere in den Reihen der jüngeren Offiziere der landesübliche Radikalismus in einem geradezu bedenklichen Maße vor und droht sogar bereits eine antidynastische Färbung anzunehmen. Jene würdige, königstreue und echt soldatische Haltung, deren glänzendster Repräsentant in Serbien der jüngst verstorbene zweite Regent General Protitsch war, beginnt in erschreckendem Umfang zu schwinden und ist nur noch in engen Kreisen der ältesten Vertreter der Armee anzutreffen. Ist es doch nicht einmal ein Geheimniß mehr, daß in der serbischen Wehrmacht der Name Karageorgewitsch schon sehr oft vernommen werden kann. Dieser Prätendentenname hatte in einem Theile Serbiens von jeher einen guten Klang, namentlich im Süden lebt die Karageorgewitsch-Tradition fort, und im Kreise von Ischitza wird sie am gründlichsten gepflegt, während im Save- und Timokgebiet die Anhänger der herrschenden Dynastie Obrenowitsch in der Mehrzahl sind.

Das Eindringen und das Anwachsen dieses Karageorgewitsch-Kultus in militärischen Kreisen bildet indessen zunächst blos einen der Beweise für die tiefgehende Unzufriedenheit der Armee. Weitere Nahrung erhält das Malcontententhum durch die Erkenntniß von der absoluten Unzulänglichkeit der bestehenden militärischen Einrichtungen, und die serbische Presse ohne Parteiunterschied leugnet selbst längst nicht mehr, daß eine gründliche Armeereform schleunigst in Angriff genommen werden muß, soll nicht kritischen Wendungen Thür und Thor geöffnet werden. Regentschaft und Regierung ihrerseits täuschen sich noch weniger über den Ernst der Lage in der besagten Richtung, und sie haben daher vor Monaten bereits eine zwanziggliedrige, aus Vertretern aller Waffengattungen zusammengesetzte Armeereform-Kommission einberufen, damit dieselbe Vorschläge erstatte. Gegen Ende Mai d. J. hat nun die Kommission das Ergebniß ihrer Berathungen der Regierung vorgelegt. Es bestand darin, daß technische und sanitäre Vorkehrungen in weitem Umfang getroffen werden müßten, daß die Bespannungen zu ergänzen seien, daß überhaupt auf jedem Gebiete eine Kompletirung der Rüstungen zu erfolgen habe, ganz besonders aber verlangte die Kommission die sofortige Anschaffung von 100,000 Magazingewehren und 60 schweren

Im neuen Hause.

(2. Fortsetzung.) Von (Nachdruck verboten.)

Georg Bendler.

Nun war es heraus! Ernst war starr vor Verwunderung. So etwas hätte er sich nimmer in seinen kühnsten Träumen vorgestellt. Trotzdem fürchtete er noch immer, einen Scherz seiner Freunde zu entdecken, und erst die auf seinen Verdacht wiederholt gesprochenen Worte des Oberkellners: „Herr Pohl, wenn Ihnen mein Wort nicht genügt, so fragen Sie Fräulein Ribotti selbst,“ vermochten seine Zweifel zu verscheuchen. Aber nun trat die Betrachtung an deren Stelle.

Wie? Er, der unbedeutende Mensch ist so ausgezeichnet worden? So etwas war ihm ja noch nie passirt! Nun ja, er hatte als flotter Tänzer immer die meisten Orden beim Cotillon bekommen, die Damen waren ihm überhaupt gewogen; aber was sind die Damen seiner Bekanntschaft gegen Helene Ribotti! Eine solche Künstlerin, der Alles huldigt, und die auf einen Wink Hunderte zu ihren Füßen sehen kann, wird gerade auf ihn aufmerksam! Das ist ja ein vollständiges Abenteuer, und er müßte ja geradezu ein Dummkopf sein, wenn er die Sache nicht weiter verfolgte.

Eine gewaltige Spannkraft bemächtigt sich seiner, und er beschließt, sofort der großen Künstlerin seinen Dank abzustatten. Schon will er nach der Zimmernummer fragen, als ihm einfällt, daß sie um diese Zeit zum Theater fahren müsse, daß es also unhöflich sei, sie zu stören. Und dieser Gedanke ist ihm doch eine Erleichterung, denn solcher Besuch ist wahrlich keine Kleinigkeit. „Aber morgen — morgen ganz gewiß,“ denkt er und wendet sich dem Ausgang zu. In demselben Augenblick hört er den Portier rufen: „Der Wagen für Fräulein Ribotti, aber schnell!“ und gleich darauf rauscht hinter ihm etwas die Treppe herab, und als er sich umblickt, geht sie an ihm vorüber, die sein ganzes Denken erfüllt, eingehüllt in einen weiten rothen Mantel, den Kopf von einem weißen Spitzentuch bedeckt. Er faßt verlegen an den Hut, ungewiß, ob er grüßen soll oder nicht; ein fast unmerkliches Lächeln umspielt ihren Mund, und ehe er sich darüber klar geworden ist, ob sie ihn erkannt hat oder nicht, hat sie der Wagen bereits seinen Blicken entzogen.

Der nächste Tag war ein Sonntag, Ernst hatte daher hinreichende Zeit, sich zu dem bevorstehenden Besuche zu rüsten. Sorgfältiger als gewöhnlich knüpfte er die Kravatte, bürstete den neuen Cylinder und musterte die bisher unberührten silbergrauen Handschuhe.

Durch seinen Beruf, der ihm die Pflicht auferlegte, das Geschäft nach außen zu repräsentiren, hervorragende fremde Kunden mit den Reizen der Hauptstadt bekannt zu machen oder an ihrem Wohnorte aufzusuchen, war er genöthigt, auf Aeußerlichkeiten in seinem Anzuge zu halten, wenn auch die sorgfältige Erziehung, die er genossen hatte, ihn davor bewahrte, in das Ueber-Elegante eines Geschäftsreisenden zu verfallen.

Er erfreute sich einer hohen männlichen Gestalt, blonde Haare, ein stattlicher Vollbart von derselben Farbe und blaue Augen, die an die Schwester erinnerten, ließen ihn als einen würdigen Repräsentanten der germanischen Rasse erscheinen, welchen die Männer einen „schönen Kerl“, ältere Damen einen „schönen Menschen“, Mädchen von höherer Bildung „interessant“, und Backfische endlich „einfach himmlisch“ zu nennen pflegen. Mit dem Glockenschlage zwölf Uhr stand er vor dem Grand Hotel, und die Frage nach der Zimmernummer des Fräulein Ribotti entrang sich ihm in der stillen Hoffnung, die Antwort zu erhalten, sie sei nicht zu sprechen. Aber nichts davon erfolgte. „Nummer 25, erster Stock, und sie nähme Besuche an,“ ertönte es aus der unerbittlichen Kehle des Portiers, und so stand er zögernd und klopfenden Herzens vor ihrer Thür.

Wie oft hatte er Kunden im Hotel aufgesucht! Ja sogar vor derselben Thür hatte er schon gestanden, und es war sogar ein Kommerzienrath gewesen, der damals dort wohnte. Und doch, mit welcher Sicherheit hatte er geklopft; während jetzt —

Aber einmal mußte es doch geschehen! — Und es geschah, und ein klangvolles „Herein“ war die Antwort.

Als er eintrat und sich verbeugte, richteten sich zwei große runde braune Augen wie fragend auf ihn. Ihr Blick ging aber gleich darauf in ein heiteres Erstaunen über, und mit einer Stimme, die ihm alle Bangigkeit benahm, fragte Helene Ribotti:

„Nun, ist das Bild ähnlich?“

Ernst schaute sie an und schüttelte den Kopf.

Sie mußte den Ausdruck seines Gesichts wohl verstanden haben, denn sie sagte:

„Sie sind ein stummer Schmeichler, Herr Ernst Pohl.“

„Auch meinen Namen kennen Sie!“ entfuhr es ihm, während sie erwiederte:

„Sie glauben doch nicht etwa, daß ich über die Taschen von Ueberziehern verfüge, ohne deren Eigenthümer zu kennen?“

Hiermit war das Eis gebrochen; sie lud ihn zum Sitzen ein. Trotzdem konnte sich Ernst nicht ganz so rasch in den leichten Ton finden und begann:

„Gnädiges Fräulein, da Sie zu wissen scheinen, um was es sich handelt, so werden Sie auch die Kühnheit meines Besuches verzeihen.“

„Das nennen Sie Kühnheit?“ fragte sie; „ich finde es nur erklärlich, daß Sie die faktische Person kennen lernen wollen, die sich solchen Spaß mit Ihnen erlaubt hat.“

„So haben Sie wirklich selbst?“ — — unterbrach er sie, und ein Ausdruck der Freude entflammte sein Gesicht. Er hatte es immer noch nicht gewagt, daran zu glauben.

„Wer denn anders, als ich?“ antwortete sie; und nicht ganz wahrheitsgemäß setzte sie hinzu:

„Uebrigens hatte ich die ganze Sache schon wieder vergessen.“

Die Wolke, die über seine Stirn zog, erregte ihr ein gewisses Wohlbehagen. „Ich will Ihnen aber sagen,“ fuhr sie fort, „wie das kam. Ich hatte an verschiedenen Abenden bemerkt, daß ich Ihre Aufmerksamkeit in besonderem Maße erregte. Sie nahmen selten an der Unterhaltung Ihrer Freunde Theil und einmal waren Sie sogar ärgerlich, als man Sie anredete.

„Verzeihen Sie nur,“ warf er ein, „es war gewiß recht ungezogen von mir!“

„Durchaus nicht; wir Schauspielerinnen sind ja nun einmal auf der Welt, um angesehen zu werden.“

„Auf der Bühne wohl, da mögen Sie recht haben.“

„Ach was,“ sagte sie freimüthig, „es schmeichelt uns immer, vom wem es auch sei,“ setzte sie muthwillig hinzu und lockte damit wieder die graue Wolke auf die Stirn des armen Ernst, um sie aber bald wieder zu verscheuchen, indem sie fortfuhr:

„Uebrigens will ich Ihnen gestehen, daß es mir sogar viel Vergnügen gemacht hat. Und da ich ein dankbares Gemüth bin, so dachte ich mir: Verschaff' ihm auch ein Vergnügen; nun kann er Dich sehen, auch wenn Du nicht da bist. Sind Sie mir böse?“

Sie stand auf, reichte dem Sitzenden die Hand und sah tief in seine blauen Augen.

Er sprang auf: „Ich Ihnen böse? Sie haben mich unaussprechlich glücklich gemacht!“

„Glücklich!“ sagte sie; „das ist entweder eine Phrase oder eine Unbesonnenheit. Lassen Sie uns zuvörderst gute Freunde werden.“

Ihre Blicke ruhten mit sichtlichem Behagen auf der kräftigen Mannesgestalt. Was sie schon an den letzten Abenden angenehm